

Höllenfahrt

Autor(en): **Jehli, J.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 9

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Höllenfahrt

Von J. J. Jehli, Unterrealta

Der Zug hatte den Winterkurort erreicht. Der Portier, ein wahrer Riese, trug meinen schweren Koffer vom Packwagen zum Hotelauto. Er sagte, wir müssten noch zehn Minuten warten; es treffe noch ein anderer Zug ein. Wir gingen indessen in das Restaurant. Mir schien, der Mann sei wortkarg. Wahrscheinlich las er mir die Gedanken vom Gesicht, denn jetzt sagte er:

«Sie müssen nicht etwa denken, dass ich immer so ein Kopfhänger gewesen sei. Bei Gott, nein. Ich war sogar ein übermütiger Kerl, bis ich die Höllenfahrt gemacht habe.» Dann schwieg er und stierte vor sich über den Tisch hin.

«Verstehe ich recht, Höllenfahrt?» fragte ich. «Etwa mit dem Auto vom Bahnhof zum Hotel?»

«Nein, nein, nicht mit dem Wagen und nicht auf der Strasse. Das ist eine ganz andere Tour gewesen, mein guter Herr.» Und der grosse Mann schlug beide Hände vor sich hin, als wollte er etwas Furchtbares von sich halten.

«Nein, aber so schrecklich war's doch wohl nicht? — Und so ein Turm von einem Mann wie Sie, der fürchtet selbst den Teufel nicht. Uebrigens, gerade wegen in die Hölle hinein ist es nicht gegangen, denn dahin gibt es kein Retourbillet!» wendete ich ein.

Er schnitt ein verächtliches Gesicht, und mit einer wegwerfenden Handbewegung fuhr er fort: «Ja, die Höhe und die Dicke fehlten mir nicht. Und niemand hätte damals gewagt, mir Furcht und Angst vorzuwerfen. Und trotzdem bin ich damals ein Feigling gewesen, ein miserabler, als wir die Höllenfahrt machten.» Und der Riese schlug mit der hammerschweren Faust aufgeregt auf den Tisch.

«Aber, wie war's denn mit dieser Höllenfahrt?» forschte ich ungeduldig.

«Nun, ich will's Ihnen erzählen. Im Tirol war es. Ich verdiente meinen Lebensunterhalt als Bergführer. Zwei Herren und eine Dame hatten mich für eine Bergtour bestellt. An einem Jännertag verliessen wir mit den Skiern das Tal. Schon waren

wir nah am Berggrat. Da fing es verdächtig zu winden und zu blasen. Ein Schneegestöber setzte ein, dass uns Sehen, Hören und der Schnauf verging. Die feinen Schneekörnchen fielen wie Nadelstiche auf Gesicht und Hände. Bisweilen legten wir uns auf den Schnee nieder, um die ärgsten Sturmstösse über uns wegfahren zu lassen. Das Fräulein mussten wir zuletzt mehr tragen als nachschleppen. Endlich erreichten wir den Kamm doch. Erschöpft und halb erfroren krochen wir unter einen schützenden Felsen. Wir stillten zunächst den Bärenhunger und warteten das Ende des Sturmes ab. Von der jenseitigen Bergseite herauf langte unterdessen eine kleine Skikarawane unter einem andern Führer an. Der Sturm liess nicht nach. Es wurde spät. Ueber Nacht wären wir hier erfroren. Wir kamen überein, miteinander talwärts zu fahren. Um das Wetter im Rücken zu haben, beschlossen wir, den Weg über den Gletscher einzuschlagen. Wegen der vielen Eisspalten und der trüben Sicht war das aber gefährlich. Einer von uns zwei Führern sollte vorausfahren. Ich sträubte mich dagegen, der andere auch. Ich kannte ihn nicht. Er war ein hochgewachsener, geschmeidiger Mann in den besten Jahren. Ein Tourist bot dem 200 Kronen an, der es wage zu führen. Wir wollten das Geld nicht. Es galt ja unter Umständen das Leben. Zuletzt versprachen uns die Herren 500 Kronen. Ich schlug ab. Der andere überlegte. Man sah, dass er innerlich kämpfte. Mit einem Seufzer schlug er endlich ein. Jeder sollte nun im Gleiten einen gehörigen Abstand vom andern einhalten. Mein unbekannter Kollege glitt den steilen Hang hinab, kreuz und quer; ich hinter ihm. Sofort erkannte ich, dass er alles beherrschte, was man beim Skirennen unter Schliff, Schmiss und Schwung versteht. Er war mir ohne Zweifel überlegen... Jetzt sauste er über den fast ebenen Rücken des Gletschers. Ich halte ihn fest im Auge. Plötzlich ist er verschwunden. «Heiliger Gott», schiesst es mir durch den Sinn; ich schwenke seitwärts im Bogen und halte an. Augenblicklich warne ich die andern hinter mir.

Vorsichtig folgen wir seiner Skispur. Sie war auf einmal zu Ende. Eine Längsspalte im Rachen des Gletschers hatte unsern Führer verschlungen. Rasch ein Seil! Man liess mich in die Tiefe. Nur mit Mühe fand ich den Hartzerschlagenen. Aber wir konnten nur eine Leiche bergen. —

Erst nachher habe ich erfahren, dass er ein armer Mann war, Vater von sechs kleinen Kindern. Seine Frau lag just zu der Zeit schwer krank darnieder. Zudem ernährte er als braver Sohn seine betagten Eltern.

Seither lässt mir das Gewissen keine Ruhe. Ich war ja ledig. Warum hatte ich es nicht gewagt? So bin ich schuldig, dass er in den Tod gegangen ist. Wohl habe ich viele Jahre meinen Lohn mit der armen Witwe geteilt. Aber wer weiss, wie sich der tote Kollege mir gegenüber verhält, wenn es einmal zum Sterben geht? — Wird er mich vor dem ewigen Richter anklagen und mir die Himmelstür versperren. — Das war die Höllenfahrt!»

So schloss der Riese und schlug beide Hände vors Gesicht. Da brauste der Zug in die Halle.

Die gefährliche Grenze

Selbsterlebtes von Jakob Hess

Als ich daheim Abschied nahm, um mich im südlichen Landeswinkel von zähem Leiden zu erholen, meinte mein Frauchen, halb ernst, halb im Spasse: «Dein Urlaub ist gar zu kurz bemessen. Könntest du dich nicht vor seinem Ablauf an der Grenze schnappen lassen und derart deine Kurzeit verlängern?»

«Das wäre leicht möglich», bemerkte ich dazu. Wir lachten und dachten nicht an den Teufel, an die Wand gestrichen mit spöttischem Pinsel.

Schon am folgenden Tage meldete sich bei mir ein Abgesandter Luzifers. Beim Abstieg vom Monte Bré verstauchte ich mir die linke «Hinterflosse» und zog als Hinfuss ein in Astano, dem Höhenkurörtchen im Malcantone. In der Pensione della Posta fand ich alles noch unverändert — den unverwüstlichen Vater Schmidhauser, die gegen neunzigjährige Nonna mit der Katze auf dem Schoß und Frieda, den sprechenden Papagei.

Hätte ich nun, gewarnt vom Schicksal, mein Gehwerkzeug wie bräuchlich gepflegt, der Grossmutter Gesellschaft leistend am gemütlichen Kaminfeuer, dann wäre niemand dazu verurteilt, das folgende Geschichtlein zu lesen. Doch ich zählte stets zu den bösen Buben, die um so ungebändiger täubeln, je stärker sie den Zügeldruck spüren. So schloss ich denn nach dem Mittagessen vorsorglich und intelligenterweise den Reisepass im Kasten

ein, damit ich ihn ja nicht verlieren konnte, und hülpte, unbeschwert von Ausweisen, keinem Menschen mein Ziel verratend, der nahen Landesgrenze entgegen.

Das liebliche Astano birgt und sonnt sich in einer Geländefalte, die sich, einem Wallgraben ähnlich, um die waldreiche Südflanke des Monte Rigorio herumzieht. So gelangt man, das stattliche Dorf verlassend, durch ein Wiesentälchen zu einem Seelein, halb versteckt im Kastanienwalde, dessen Edelgestrüpp Alpenrosen darstellen, mit Tausenden von Knospen bewehrt, aus denen im Frühjahr Blütenflammen in weithin leuchtendem Purpur züngeln.

Ein Stück hinter dem kleinen Gewässer flankieren den Fahrweg der Schweizer Zollposten und ein bescheidenes Wirtshäuschen. Nahebei ragt, etwas unscheinbar und deshalb von mir übersehen, der weissgestrichene Grenzstein. Eindrücklicher wirkte ein Drahtverhau, der Zeit des ersten Weltkrieges entstammend, vierfach hintereinander gestaffelt, von Stacheln starrend und schwer verrostet. Ein Holzgatter darin zog mich in die Nähe, ein schmaler Durchschlupf ins weite Italien, leider mit einem Schloss versehen und nur den Einheimischen für den Verkehr von Grenzdorf zu Grenzdorf auf Anruf hin offen. Ohne jede weitere Absicht, als mir das Gelände einzuprägen, setzte ich mich